

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 77.

Donnerstag, 1. April.

1915.



Bismarck.

Zum 1. April 1915.

Granit'ne Türme ragen truhig breit
Auf Bergeshöh'n wie für die Ewigkeit,

Zum Ruhm des Kanzlers, dessen Eisenhand
Zur Einheit schmiedete das Vaterland.

Heut' hundert Jahre sind's im Zeitengang,
Seit altem Stamm dies edle Reis entsprang;

Es ward durch ihn, Germaniens starken Sohn,
Der Traum erfüllt vom deutschen Kaiserthron.

Doch neu der Feind sein hehres Werk bedroht,
Rings um uns her des Weltkriegs Flamme loht.

Wir aber spüren seines Geistes Weh'n,
Sein Erbe soll und darf nicht untergeh'n;

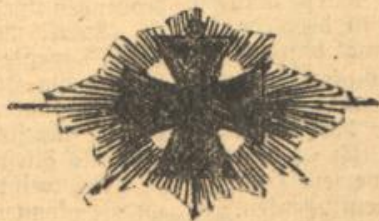
Was er in hartem Ringen uns gewann,
Dafür kämpft heute jeder deutsche Mann.

Den Bismarkturm im Gelfterhauch umraunt
Manch kühnes Wort, einst von der Welt bestaunt;

Gegraben ward es in das deutsche Herz,
Ein Denkmal schöner noch als Stein und Erz.

So lebst geliebt in Deinem Volk Du fort —
Bismarck, Du Held, sei unser Schirm und Hort!

M. Morwig.



Genning wußte kaum, wie er nach Hause gekommen war. Die Mutter sah erstaunt in sein leichenblaßes Gesicht.

„Fehlt dir was, Jung?“

Genning wollte es nicht gestehen, aber plötzlich schossen ihm die Tränen in die Augen, und weinend erzählte er, was die alte Dame gedroht.

„Dies alte Weib! — Und du — du —“ vor Mut konnte Tilde Liedemann keine Worte finden — „du — Schafskopf — werde Arbeiter.“

Und mit verzerrtem Gesicht und funkelnden Raubtieraugen stieß sie den Jungen auf den nächsten Stuhl nieder und schlug auf ihn ein.

Diesen Auftritt vergaß Genning seiner Mutter nie.

Tante Lisbeth hatte ihre Drohung nicht ausgeführt und an einem Montag Ende März, am Tage nach Palmsonntag, stand Genning Liedemann in blau-weiß-gestreiftem Kittel und steifgeplätteter blauer Schürze im Laden und Warenlager, an der großen Winde des halbdüsteren Speichers, guckte in Mehl- und Korinthenfäße, erhielt von dem einen Gehilfen Belehrungen, wurde von einem anderen beiseite geschoben. Alles ging seinen Gang an ihm vorbei, ohne ihn, und er kam sich so furchtbar überflüssig, nutzlos vor. Gegen Mittag trug ihm ein Gehilfe auf, eine Flasche mit Essig zu füllen, aus jenem Faß da.

Die erste Dienstleistung hier! Aufgeregt kniete Genning neben dem Faß, hielt die Flasche unter den Hahn, drehte — drehte, daß der Essig hoch aus der Flasche spritzte. Erschrocken wollte er den Hahn zudrehen, vergaß darüber die Flasche, deren Mund jetzt nicht mehr unter dem Hahn stand, und der Essig floss zu Boden.

Der Gehilfe bemerkte des jüngsten Lehrlings Verlegenheit und half ihm mit einem „Ach, wie ungeschickt“ aus seiner Not.

Es wurde zum Essen gerufen.

Herr Wilmsen hielt auf die patriarchalischen Sitten, wie sie unter seinen Voreltern bestanden hatten.

An langer Tafel war gedeckt. Oben am Tisch saß der Herr mit seiner Gattin, neben ihnen Grethenfraude und Kamjell Guste, der Hausfrau Adjutant, dann in zwei Reihen das männliche Personal von den unverheirateten Buchhaltern bis zu den Lehrlingen.

Genning Liedemann saß ganz unten am Tisch. Niemand beachtete ihn, aber er wagte kaum zu essen; ihm war, als müßte jeder schon wissen, wie ungeschickt er sich benommen.

Das Gespräch führte hauptsächlich Herr Wilmsen und seine Frau. Er sprach über geschäftliche Dinge, soweit sie jeder anhören durfte, oder aber, wenn er gut aufgelegt war, erzählte er von seinen Reisen, die er nach England, Frankreich und Dänemark gemacht hatte, und sprach über die Neuigkeiten in der Welt, wie er sie in seinem Hamburgischen Korrespondenten gelesen hatte.

Das Personal hörte seinem Chef gern zu; es war unterhaltend und belehrend zugleich, was er vorbrachte. Und Herr Wilmsen war ein feiner Mann. Möchte er eben vorher einem Gehilfen oder Lehrling ganz gehörig die Leuten gelesen haben, hier am Mittagstisch war er gleichmäßig freundlich. Dann und wann warf auch einmal einer der älteren Buchhalter ein Wort in die Rede, die anderen aber sprachen nur, wenn sie gefragt wurden.

Allmählich wagte auch Genning aufzublicken und schüchtern zum Hausherrn hinzusehen. Seine stolzen Träume hatten an diesem Vormittag aber doch einen kleinen Stoß erlitten. Er mußte sich ordentlich zu dem Gedanken zwingen: Wenn ich erst da sitze, wo jetzt Herr Wilmsen thronet! Er versuchte sich hineinzudenken, aber er mußte sich doch gestehen: So ganz einfach wird sich die Sache nicht abwickeln.

Obgleich schon alle aufgehört hatten zu essen, ließ Frau Wilmsen noch einmal die Schüsseln herumreichen. So war es nun einmal Sitte im Hause; es sollte niemand behaupten können, er würde nicht satt bei Wilmsens. Als jeder dann die Schüsseln weiter reichte, ohne zu nehmen, sagte Herr Wilmsen: „Genning, sprich das Dankgebet.“

Der zweitjüngste Lehrling blinnte mit triumphierendem Lächeln auf den jüngsten.

Genning aber saß in qualender Verlegenheit da. Ein peinliches Schweigen. Er räusperte sich, schluckte, wollte gerade zitternd und stotternd beginnen, da erlöste ihn Grethenfraudes klare Stimme: „Herr, hab Dank für Speis und Trank, Amen.“

Die Hausfrau erhob sich und wünschte: „Gefegneta Mahlzeit.“

Dann begab sich jeder wieder an seine Arbeit.

Während des Nachmittags sagte der älteste Lehrling zu Genning: „Komm, du kannst mir helfen, einige Sack Mehl nach dem Hafen zu bringen.“

Sie gingen nach dem Speicher, luden Säcke auf den Handkarren und fuhren zum Hafen.

Am Quai lagen einmastige Schwertschiffe von Galligenten.

„Schipper Quodens ut Süddorp?“

„Wieder langs, do gint.“

„Ja seh all.“

Der Süddorfer Schiffer warf ein Brett zum Quai hinüber.

Die Lehrlinge packten den obersten Sack.

„Da hinüber?“ fragte Genning.

„Ja, warum nicht, bist bang?“ lachte der andere.

Seine geheime Angst mühsam unterdrückend, schritt Genning vorsichtig zum Segler hinüber.

„Hierher mit de Sack“, rief der Schiffer, einen kräftigen Zug aus seiner Römflasche nehmend.

Ein wenig keuchend schleppten sie den Sack weiter.

Plötzlich strauchelte Genning, ließ den Sack fallen und fiel hin.

„Düwel, da pedd de dumme Jung merr'n in de Büdelkist rin“, wetterte der Schiffer und fügte nach einem Augenblick, als Genning schon wieder nach dem Sack faßte, hinzu: „Du Schafskopf.“

Der andere Lehrling lachte. Genning aber war dunkelrot geworden vor Scham und Zorn. Dieser halb betrunkene Schiffer wagte ihn zu beschimpfen.

Einen Sack nach dem anderen trugen sie über das Brett. Genning war so eifrig bedacht, dem Schiffer keine neue Veranlassung zu Grobheiten zu geben, daß er gar nicht bemerkte, daß ein schwerer laut ratternder Wagen mit Brettern zum nächstliegenden Schiff fuhr. Erst als sie neben ihrer leeren Karre standen, um zurückzufahren, sah Genning, daß sein Vater sich unter den Arbeitern befand, welche die Bretter zum Schiff trugen.

Genning merkte, daß ein belustigendes Lachen um des Vaters Lippen zuckte, und er glaubte dieses Lachen zu verstehen.

Ja, ja, er war bis jetzt auch nichts anderes als die Arbeiter da.

Wenn diese Jahre doch erst vorbei wären, wenn diese Jahre doch erst —. Aber er verscheuchte die hochtrabenden Gedanken.

„Zuerst macht wohl jeder Lehrling dummes Zeug, nicht?“ wagte Genning zu fragen, während sie den Karren am Quai entlang schoben.

Der andere lachte. Natürlich hatte auch er sich dumm angestellt in den ersten Tagen, aber das gibt man als ältester Lehrling doch nicht zu.

„Na, weißt du — ein Tischgebet habe ich denn doch sprechen können, und in 'ne Büdelkiste bin ich in meinem Leben noch nicht getreten.“

Genning schwieg zerknirscht.

Der andere aber fuhr schadenfroh fort: „Wenn der Schiffer nun aber Schadenersatz von unserem Alten fordert —“

Herrsch, an so etwas hatte Henning nicht gedacht. Mit schlechtem Gewissen lief er nachher durch Läden, Lager und Speicher, warf unsichere Blicke nach der Glaskür, hinter welcher das Kontor lag. Aber er wurde nicht hineingerufen zum Strafgericht, und gegen Abend, als der Chef in seine Privaträume ging, nickte er im Vorbeigehen seinem jüngsten Lehrling noch einmal zu und sagte lächelnd, als er sein glühendes Gesicht sah: „Na, aller Anfang ist schwer, nicht?“

Da war Henning beruhigt.

Um acht Uhr machten die Buchhalter Feierabend. Um neun durften die Gehilfen, nachdem bis auf wenig Wechselgeld die Einnahmen abgeliefert waren, gehen und die Lehrlinge bedienten die Kunden, welche bis zehn Uhr noch kamen.

Tilde Tiedemann mußte es. Sie hatte den ganzen Tag an ihren Henning denken müssen. Gewiß würde er schon gewandt und schnell die Kunden bedienen und alles, was ihm aufgetragen würde, geschickt erledigen. Gar zu gern wäre sie tagsüber schon mal in Wilmsens Laden gegangen, ein Pfund Salz oder ein Talglicht zu kaufen. Aber ihr Mann hatte gesagt: „Du machst den Jungen ja nur verlegen.“

Doch als Tilde am Abend bei der Lampe saß und Strümpfe stopfte, konnte sie es doch nicht länger ertragen.

(Fortsetzung folgt.)



Alles Gute, das nicht auf moralisch gute Gesinnung gepflanzt ist, ist nichts als Schein und schimmerndes Glend.

Rant.

Brotarten im Elsaß.

Aus Straßburg i. Elß. wird uns geschrieben: Nun haben die roten, blauen und grünen Brotarten sich auch im Elsaß eingebürgert, und das Erstaunen über die Fremdlinge hat sich gelegt. Sie hatten bei ihrem ersten Erscheinen in Stadt und Land genug Staub aufgewirbelt, und wer da nicht einen gesunden Verstand und ein deutschfühndendes Herz hatte, fing die dunklen Prophezeiungen auf, die darin gipfelten, daß diese Maßnahmen nur der Anfang einer furchtbaren Hungersnot sein würden. In Straßburg spukt ja in vielen Häusern noch das Hungergepenst von 1870, und ganz dieselben Hausaltungen, die bei Kriegsbeginn aus Furcht vor einer Belagerung ihre Proviantkammern gefüllt hatten, legten sich auch jetzt große Vorräte an. Der Masse des Volkes will es noch immer nicht in den Sinn, daß es besser ist, Hunderte von Notleuten und Notbremsen zum Schutz der Allgemeinheit anzubringen, auch wenn man sie nie zu benutzen braucht, als nur einmal vom Unglück überrumpelt zu werden. Es kommt vielen Elsaßern nicht zum Bewußtsein, welche geniale Organisationskraft der deutsche Staat durch diese wirtschaftlichen Einrichtungen an den Tag legt. Weil das französische Weißbrot im Elsaß zu jeder Mahlzeit, oft als Ersatz für die Kartoffel erschien, empfinden sie die Neuregelung als einen Druck — als nur einen Druck. In den einfachen Kreisen klagt man aus Gewohnheit, mehr als aus Überzeugung. „Schwotze welle mer net se, ower Französe mechte mer au net wäre.“ Hier fehlt die Liebe und das Vaterlandsbewußtsein. Das macht die Leute unzufrieden. Sie denken nicht daran, daß der Staat durch diese Brotregelung gerade die Kleinsten und Kleinsten schützt, um zu verhindern, daß durch eine Knappheit des Getreides die Preise so in die Höhe schnellen, daß das Brot ein Luxusartikel für die Reichen wird.

Ein Teil der gebildeten und vermögenden Kreise im Elsaß, die innerlich auf französischem und nicht auf deutschem Boden stehen, wehren sich gewissermaßen grundsätzlich gegen jede von deutscher Seite ergriffene Maßregel. Der Mangel an Weißbrot, das ihnen bisher als etwas Unentbehrliches erschienen war, trifft sie in einem Lebensbedürfnis. Das Roggenbrot, das von Ganst und Konsorten als zu den deutschen „Hungerleibern“ gehörenden Nahrungsmitteln karikiert worden ist, sehen sie als etwas Minderwertiges an. In ihre

Klagen mischt sich eine leise, den Charakter schädigende Ironie. Auch sie bedenken nicht, daß diese Neuregelung des Brotes das erste kleine Opfer bedeutet, das man von der Bevölkerung verlangt. Es hat bisher an nichts gefehlt. Die dunklen Prophezeiungen gingen nicht in Erfüllung. Im Gegenteil. Die Eier- und Butterpreise fielen, und die Milch kam so reichlich in die Städte, daß sich keiner einzuschränken brauchte.

Man kann es gar nicht begreifen, daß eine solche wirtschaftliche, das Wohl jedes einzelnen wahrnehmende Organisation in den Herzen nicht wenigstens Bewunderung auslöst. Aber das Große in der Innenorganisation wollen die Oppositionselemente nicht sehen, ebensowenig wie sie ein Gefühl dafür haben, was Deutschland gegen eine Welt von Feinden jetzt auf dem Kampffeld leistet.

Und doch, die Unzufriedenen und Gleichgültigen machen nicht das ganze Volk aus. Es gibt auch im Elsaß starke und tapferere Elemente, die es als eine Sünde empfinden, daß in einer Zeit, wo hüben und drüben herrliches junges Blut vergossen wird, Klagen laut werden, weil auf dem Tisch nicht das übliche Weißbrot erscheint. Auch in der Masse des Volkes und in den französisch gesinnten Kreisen sind solche Stimmen laut geworden — aber nur vereinzelt, während sie in dem deutsch gesinnten Elsaß die Grundstimmung bilden. Hier findet man Begeisterung und Opferfreudigkeit auch in den kleinen Dingen des Lebens. Auf das Weißbrot hat man freudig verzichtet und sofort das K- und das Roggenbrot mit allen guten Eigenschaften untvoben.

H. Sch.



Bismarcks Orden. Bismarck hat es an Ordensauszeichnungen in seinem Leben nicht gefehlt; er besaß von den meisten Staaten die höchsten Orden. Aber er hat selbst des öfteren erzählt, daß er bei keiner seiner späteren Auszeichnungen auch nur annähernd die Freude gehabt habe, die sein erster Orden in ihm hervorrief. Es war dies die Medaille „Für Rettung aus Gefahr“, die er im Sommer 1842 erhielt, als er bei einer Übung als Landwehroffizier bei den Stargarder Mannen seinem Reitknecht Hildebrand das Leben rettete. Der Reitknecht hatte das Pferd in die Schwemme geritten; das Tier verlor plötzlich den Grund, überschlug sich, und Hildebrand verschwand im Wasser. Bismarck, der mit ein paar Kameraden auf der Brücke stand, warf den Säbel ab, riß die Uniform herunter und sprang kopfüber ins Wasser; er packte auch den Ertrinkenden glücklich, aber dieser klammerte sich so gefährlich an seinen Retter an, daß dieser erst mit ihm auf den Grund gehen mußte, um sich von ihm loszumachen. Das gelang ihm auch, und nun zog Bismarck schwimmend seinen betrockneten Diner hinter sich her ans Ufer. In einem schönen Festspiel hat Martin Greif zum 80. Geburtstag des Kanzlers diese Heldentat verherrlicht. Bismarck, der „damals ein in dieser Beziehung noch nicht blasierter Landjunke war“, trug die Rettungsmedaille gern. Ein reich mit Orden behängter Diplomat fragte ihn eines Tages, als dieser erste Orden noch sein einziger war, was diese bescheidene Denkmünze am gelben Bande bedeute, worauf Bismarck mit einem ersten Blick rasch entgegnete: „Ich hatte die Gewohnheit, zuweilen einem Menschen das Leben zu retten.“ Als Bismarck in die politische Laufbahn eintrat, begann dann bald ein reichlicher Ordensbesitz. Nachdem er Bundesgesandter in Frankfurt geworden, erhielt er am 18. Januar 1852 zum Krönungsfest den Johanniterorden und noch im selben Jahre den bairischen Dannebrogorden. Mit diesen Auszeichnungen geschmückt, wohnte er in der Uniform eines Landwehroleutnants der Parade der Frankfurter Garnison zu Ehren eines österreichischen Erzherzogs bei. Als dieser Bismarck erblickte, sprengte er auf ihn zu und fragte ironisch: „Verzeihen's, Erzellenz, hoben's olli diese Dekoration'n vorm Feind erholt'n?“ „Jawohl, Kaiserliche Hoheit“, war Bismarcks Antwort, „alle vor dem Feind, alle hier in Frankfurt.“ 1858 war seine „Ordenssammlung“ schon so angewachsen, daß ihn seine Frau zu Weihnachten eine Kette schenkte, an der alle seine Orden in kleinen Nachbildungen der Reihe nach angeheftet waren. „Es ist äußerst niedlich“, schrieb Bismarck an die Schwieger, „mir aber etwas genant, immer das ganze Handwerkszeug an mir zu tragen; ich muß schon, denn Johanna hat sich halb ruinert mit diesem lauren Schmuck meines Knopflochs, und es würde sie sehr schmerzen, wenn sie merkte, daß es nicht ganz mein geheimes Ideal ist.“

In den „Gedanken und Erinnerungen“ hat dann der Fürst seiner skeptischen Ansicht über Orden deutlicheren Ausdruck verliehen: „Ich gestehe, daß ich mich, als ich (1842) meine erste Auszeichnung, die Rettungsmedaille, erhielt, erfreut und gehoben fühlte. Im Staatsdienste habe ich diese Ursprünglichkeit der Empfindung schnell verloren; ich erinnere mich nicht, bei späteren Dekorierungen ein objektives Vergnügen empfunden zu haben, sondern nur die subjektive Freude über die äußerliche Betätigung des Wohllebens, mit welchem mein König meine Anhänglichkeit erwiderte oder andere Monarchen mir den Erfolg meiner politischen Werbung um ihr Vertrauen und ihr Wohlwollen bestätigten. Unser Gesandter v. Jordan in Dresden antwortete auf den scherzhaften Vorschlag, eine seiner vielen Dekorationen abzutreten: „Ich trete sie Ihnen alle ab, wenn Sie mir nur einen lassen, um meine diplomatische Nothwendigkeit zu bedecken.“ In der That gehört ein grand cordon zur Toilette eines Gesandten, und wenn es nicht der des eigenen Hofes ist, so bleibt die Möglichkeit, wechseln zu können, für elegante Diplomaten ebenso erwünscht wie für Damen bezüglich der Kleider. In Paris habe ich erlebt, daß unverständige Gewaltthaten gegen Menschenmassen plötzlich stocken, weil sie auf „un monsieur décoré“ stießen. Orden zu tragen ist für mich, außer in Petersburg und Paris, niemals ein Bedürfnis gewesen; an beiden Orten muß man auf der Straße irgend ein Band am Rock zeigen, wenn man polizeilich und bürgerlich mit der wünschenswerten Höflichkeit behandelt werden will. Sonst habe ich in jedem Falle nur die durch die Gelegenheit gebotenen Dekorationen angelegt.“

Bismarcks Lieblingslied. Daß der Eiserne Kanzler in seinen Beziehungen zur Musik stand, beweist der Umstand, daß er sein ausdrücklich erklärtes Lieblingslied hatte. Und eigentümlich dieses Lieblingslied des großen Staatsmannes ist ein ganz schlichtes, einfaches Lied, dem alles Heroische abgeht, eher ist ihm ein sentimentaler Zug zuzusprechen. Es ist ein Vaterlandslied, dessen Inhalt in dem Satze gipfelt: „Wie könnt' ich dein vergessen, ich weiß, was du mir bist.“ Es wird erzählt, daß Bismarck Tränen der Rührung vergossen habe, als er diese Melodie zum erstenmal hörte. Seitdem war es sein Lieblingslied geblieben bis zu seinem Lebensabend. Der Komponist dieses Liedes ist der beliebte Männergesangs-Komponist Karl Ferdinand Adam, geboren den 22. Dezember 1806 in Constappel, gestorben den 23. Dezember 1868 als Kantor in Leisnig.

Historische Bismarck-Zigarren. Fürst Bismarck hat einmal das Rauchen ein großes Beruhigungsmittel genannt: „Wer kann denn zornig und heftig werden, mit der Pfeife oder der Zigarre in der Hand, das wirkt ja lächerlich.“ So spielt denn auch das Rauchen in seinem Leben eine Rolle zur Dämpfung und Mäßigung dieses vulkanischen Temperaments, und in so manchem wichtigen Augenblick, bald heiterer, bald tragischer Art, steht die Zigarre im Mittelpunkt. Von der berühmten Frankfurter Zigarren-Komödie, die Bismarck inszenierte, hat er selber erzählt. „Ich kam zu Thun (dem österreichischen Bundesratsgesandten), als er arbeitete und dazu rauchte. Er bat mich, einen Augenblick zu verziehen. Ich wartete eine Weile; als es mir aber zu lange wurde und er mir keine Zigarre anbot, nahm ich mir eine und bat ihn um Feuer, das er mir mit etwas verwunderten Gesicht auch gab. Aber es ist noch eine Geschichte dergestalt zu erzählen: Bei den Sitzungen der Militärkommission hatte, als Nachow Preußen beim Bundestag vertrat, Österreich allein geraucht. Nachow hätte es gewiß auch gern getan, getraute sich's aber nicht. Als ich nun hinzukam und nicht einsah, warum nicht, ließ ich mir von der Präsidialmacht Feuer geben, was von ihr und den anderen Herren mit Erstaunen und Mißvergnügen bemerkt zu werden schien. Es war offenbar für sie ein Ereignis. Für diesmal rauchten nun bloß Österreich und Preußen. Aber die anderen Herren hielten es augenscheinlich für so wichtig, daß sie darüber noch Hause berichteten. Die Sache erforderte an den kleinen Höfen reifliche Überlegung, und es dauerte wohl ein halbes Jahr, daß nur die beiden Großmächte rauchten. Darauf begann auch Schrenk, der bayerische Gesandte, die Würde seiner Stellung durch Rauchen zu wahren. Der Sache kostete ohne Zweifel auch große Lust dazu, aber wohl noch keine Erlaubnis von seinem Minister. Als er aber das nächste Mal sah, daß der Hannoveraner Bismarck sich eine genehmigte, muß er, der eifrig österreichisch war, sich mit Mecklenburg verständigt haben, denn er zog jetzt ebenfalls vom Leder und dampfte. Nun waren noch die Württemberger v. Reinhard und der

Darmstädter v. Münch-Bellinghausen übrig, und die rauchten überhaupt nicht. Aber die Ehre und Bedeutung ihrer Staaten erforderten es gebieterisch, und so langte richtig das folgende Mal der Württemberger eine Zigarre heraus, ich sehe ihn noch damit, es war ein langes, dünnes, hellgelbes Ding, Couteur Roggenstroh — und rauchte sie mit mürrischer Entschlossenheit als Brandopfer für das schwäbische Vaterland wenigstens halb. Nur Hessen-Darmstadt enthielt sich.“ Auch zu psychologischen Experimenten hat Bismarck die Zigarre benutzt, so als er während der Schlacht bei Königgrätz Moltke seine Zigarrentasche anbot, in der sich nur noch zwei Stück von verschiedener Qualität befanden. Moltke besah die beiden Glimmstengel prüfend und wählte mit weiser Vorsicht den besseren. „Ich schloß daraus“, erzählte Bismarck, „daß unsere Aussichten keineswegs schlecht standen.“ Noch berühmter ist eine andere Bismarck-Zigarre von Königgrätz. In einem Gespräch hat er von ihr berichtet: „Bei Königgrätz hatte ich nur noch eine einzige Zigarre in der Tasche, und die hütete ich während der ganzen Schlacht wie ein Geizhals seinen Schatz. Ich gönnte sie mir nämlich augenblicklich selber noch nicht. Mit blühenden Farben malte ich mir die wonnige Stunde aus, in der ich sie nach der Schlacht in Siegesruhe rauchen wollte. Aber ich hatte mich verrechnet. Ein armer Dragoner. Gillsow lag er da, beide Arme waren ihm zerschmettert, und er winnerte nach einer Erquickung. Ich suchte in allen Taschen nach — fand nur Gold — und das nützte ihm nichts... doch hast, ich hatte ja noch eine kostbare Zigarre! Die rauchte ich ihm an, und steckte sie ihm zwischen die Zähne!... das dankbare Lächeln des Unglücklichen hätten Sie sehen sollen... so köstlich hat mir noch keine Zigarre geschmeckt als diese, die ich — nicht rauchte!“ Durch eine Zigarre rettete der Kanzler die Situation bei einem Vorfall während des Einzugs in Paris. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, wenigstens ein Stück mit den einmarschierenden Kruppen nach Paris hineinzuereiten. Die Leute am Tore erkannten ihn: ein Blumenmann trat mit den Worten auf ihn zu: „Du bist eine berühmte Kanaille“; auch die anderen blickten finster und drohend drein. „Ich kenne aber meine Leute“, erzählte Bismarck später diese Episode. „So ritt ich denn auf einen zu, der besonders trotzig und verwegen aussah, zog eine Zigarre heraus und bat ihn höflich um Feuer. Sogleich gab er mir seine kurze Tonnpfeife, und zwar mit verbindlichster Geberde.“

Das Prinzkleid als letzte Schöpfung der deutschen Mode macht gegenwärtig in maßgebenden Kreisen viel von sich reden. Ob es sich durchsetzen wird, muß erst die Zukunft lehren; jedenfalls sind die bisher erschienenen Modelle trotz ihrer schlichten Form von vornehmer Wirkung. Nur wenige sind durchweg in Prinzform gehalten, die meisten zeigen ein Prinzgeüberkleid über einem gleichfarbigen oder absteckenden Unterkleid mit eingefügter düstiger Weste oder kleinen, viereckigen oder spitz eingesehten Faltenlähchen von Tüll, weicher Seide oder Chiffon mit Metalleffekten. Als Kragenabschluss wird entweder ein breiter Umlegkragen gewählt, der in halber Höhe der Brust als Revers mit Knopfbefestigung endet, oder ein Stuartkragen von Tüll mit Pelzeinfassung dient dem hochstriften Kopf als wirkungsvolle Krone. Die langen eingesehten Ärmel weisen bei den Prinzkleidern fast nur Patten oder Aufschläge mit Knopfbefestigung auf, die im Einklang mit dem Epiteneinfach Metallrand oder -einfassung zeigen. Als besonders bemerkenswert verdient der leicht glückliche Kall des Modells betont zu werden. S. v. St.

Die soeben erschienenen neuen Frühjahrshüte, allerdings der Öffentlichkeit noch nicht preisgegeben, zeigen sowohl kleine als mittlere wie auch große und recht große Formen. Höchst reizvoll muten darunter diejenigen im Stil der Zeit um 1816 an. Welche Windbänder oder breite im Nacken hinabflatternde Schleifen und Erben werden jedenfalls das Entzücken der Jungmädchenwelt erregen, ebenso die zierlich gebundenen Buketts aus kleinen Nöschchen und in alter Zeit viel gepflegten, heute fast ganz in Vergessenheit geratenen Gartenblumen. Der breite, schwingende Schäferhut aus weichem Stroh ist fast ausnahmslos damit garniert, während andere Formen auch große Blüten als schädel Garnitur tragen. Blumen werden jedenfalls als solche wieder vorwiegen, doch werden auch zierliche runde Federgestelle, breite Seidenbandschleifen, weiche Spitzen und Tülle gemeinsam oder allein dazu verwendet, so daß für jeden Geschmack unter den kommenden Frühjahrshüten gesorgt sein wird. S. v. St.